

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 21 (1931)  
**Heft:** 14  
  
**Artikel:** Jerusalems Osterstätten  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-636225>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 26.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

werden, begeht man das Osterfest mit nicht minder großer Pracht. Das betrifft vor allem Mexiko, wo die eingeborene Bevölkerung trotz der geringfügigen Mischung mit spanischem Blute die religiösen Traditionen ihrer Urväter sorgfältig kultiviert.

Die Griechen begehen das Osterfest ähnlich wie die Russen. Am ersten Osterfesttag herrscht auf den geschmückten Straßen heitere Feststimmung, die in Volksvergnügungen und beliebten Volkstänzen zum Ausdruck gelangt. Auf Dörfern tötet man Lämmer und bezeichnet mit ihrem Blute die Türen.

In Rumänien herrscht zu Ostern die schöne Sitte des Besuches der Staatsgefangenen durch Damen der reicheren Kreise und des Beschenkens dieser Verurteilten mit Festtagsbuden, in die das Zeichen des Kreuzes hineingebrückt ist. Die Dorfjugend vertreibt sich die Zeit der Feiertage auf weiten Wiesen, wo man sich bei heiterer Stimmung während des Tanzes bemalte Ostereier gegenseitig zuwirft.

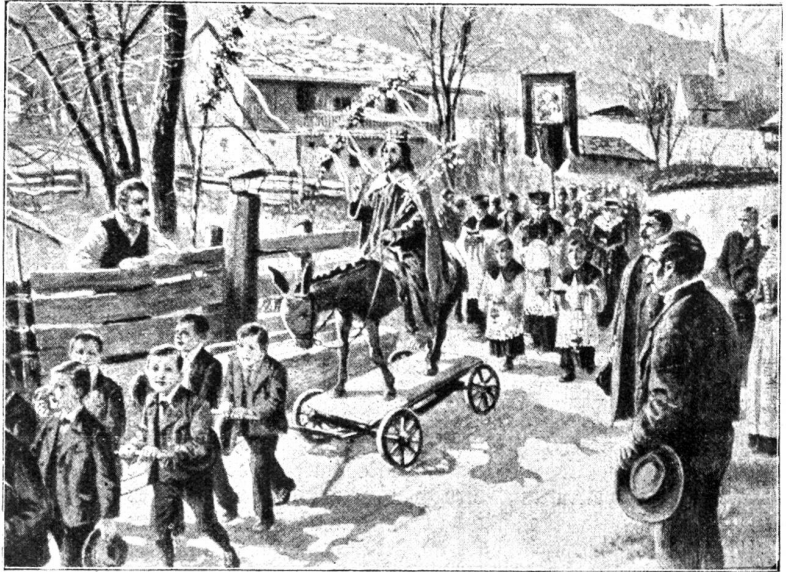
Sehr feierlich begeht die christliche Bevölkerung die Festtage in Jerusalem. Unübersehbare Massen von Pilgern nehmen an der jährlichen Prozession nach Golgatha teil, die ihren Anfang bei dem berühmten Tor „Ecce homo“ nimmt, an den historischen Stätten der Passion vorüber bis zur heiligen Grabeskirche zieht. Neben den Feierlichkeiten am Palmsonntag und den Zeremonien am Gründonnerstag, wo der griechische Patriarch zwölf Bischöfen die Füße wäscht, bildet den Mittelpunkt der Feier während der Karwoche die Zeremonie der Fackelanzündung am Feuer beim heiligen Grabe durch den Patriarchen.

Diese Fackeln trägt ein besonderer Bote bis nach Bethlechem, während sich unterwegs zahlreich versammelte und stundenlang ausharrende Pilger bemühen, die Kerzen, die sie in den Händen halten, an ihnen zu entzünden und auf diese Weise das Glück des Hauptziels ihrer fernen Pilgerfahrt zu erreichen.

Dr. L. K.

## Jerusalems Osterstätten.

Moltke hat einmal gesagt, daß das einzige Stück Wirklichkeit, das von der Geschichte übrig bleibt, der Ort ist, auf dem sich die Dinge einst abspielten. Dieses Gefühl, daß



Palmeselziehen in Tirol.

Zeichnung von A. Reichl und F. Bergen.

die heiligen und großen Menschen vergangener Zeiten denselben Boden betraten, auf dem wir heute noch schreiten, hat von jeher Jerusalem eine besondere Weihe verliehen; die Sehnsucht nach diesen ehrwürdigen Stätten erfüllte unzählige, und fromme Pilger haben sich früher durch die größten Gefahren und Hindernisse von der Reise ins heilige Land nicht abhalten lassen. Besonders zur Osterzeit richteten sich Augen und Herzen nach der Stadt, in der sich das Schicksal des Herrn erfüllte. Freilich ist es nicht leicht, sich aus dem Gewirr des heutigen Jerusalem den Hintergrund für das Leben und Leiden Jesu aufzubauen; doch haben die neuen Ausgrabungen manches geklärt, und die eingehende Beschreibung der Stadt von Josephus hilft dazu, die Stätten der Passion anschaulich zu machen. Am stärksten wird in dem Besucher des heutigen Jerusalem das Bewußtsein, auf dem durch Christus geweihten Boden zu stehen, wenn er den Delberg betritt, der ostwärts der Stadt gegenüberliegt und durch die tiefe Schlucht Kedron von ihr getrennt ist. Die Aussicht von hier verleiht uns lebhaft in die Zeit Jesu; von hier wird der Heiland im Abendganz nach der vieltürmigen Stadt hinübergeblidht haben, deren Silhouette sich scharf abhebt von dem glühenden Rot des Sonnenunterganges. Von dem Randgebirge des Ostjordanlandes wachsen die Schatten immer höher und wuchtiger; fern dehnt sich die Wüste, ein graues Meer, und das geisterhafte Antlitz der Felsenstadt enthüllt ihre rätselhaften Züge, die Jesus in seiner ergreifenden Prophezeiung über Jerusalems Schicksal gedeutet. Der feierliche Einzug des Herrn ging durch die Dörfer Bethphage und Bethanien über den Delberg. Im Tempel, der damals der Mittelpunkt Jerusalems war, hat er gelehrt, und von dem von weiten Hallen eingefakten Vorplatz, der der „äußere Vorhof“ genannt wurde, hat er die Geldwechsler und Viehhändler in heiligem Zorn vertrieben. Innerhalb dieses großen Tempelplatzes, des heutigen Haram, lag ein abgeschlossener Tempelbezirk, der innere Vorhof, der durch eine Mauer in einen östlichen Vorhof für die Frauen und einen westlichen für die Männer geteilt war. Im Vorhof der Frauen hat Christus das Gleichnis vom Scherflein der Witwe erzählt, denn dort waren die Opferständer für die Gabe aufgestellt. Daß Jesus das von Herodes neugeschmückte Tempelhaus selbst betreten hat, ist nirgends angedeutet. Nach der Gefangennahme des Herrn wird im Markus-Evangelium, dem wir die genauesten Angaben über die Verhältnisse der Passionsgeschichte verdanken, der Palast des Hohenpriesters erwähnt;



Osterbräuche in Holland.

In Holland kaufen oder machen sich die Kinder Palmen, ziehen damit umher und sammeln Geschenke, besonders kleine Osterkuchen. Das Gebäck ist bereits oder wird an die Palme angebracht. Ein Teil wird bald gegessen, der andere zu einem Brei verwandelt, dem man besondere Kraft zuschreibt.

er befand sich wahrscheinlich an der unteren Terrasse des Südwestflügels, in der Nähe des Hasmonäer-Palastes. Hier hat wohl wegen der Dringlichkeit der Sache die erste Sitzung des Hohen Rates um Mitternacht stattgefunden, während die zweite Sitzung dann vorschriftsgemäß bei Sonnenaufgang im Sitzungszimmer des Tempels abgehalten wurde. Als Jesus vor Pilatus geführt wurde, brachte man ihn nach dem Praetorium, der Residenz des römischen Statthalters. Das römische Regierungsgebäude befand sich damals in der gewaltigen Herodesburg. Dort fand das Verhör auf einer Stätte statt, die hebräisch Gabbatha heißt, wobei es sich nur um eine Rampe handeln kann, die an dem Palastgebäude vorsprang, so daß der Prokurator nur aus dem Gebäude herauszutreten brauchte, um der auf dem Platz versammelten Volksmenge sichtbar zu werden. Die Geißelung und Verpötlung durch die Soldaten vollzog sich im Palast. Nach dem Lukas-Evangelium schickte dann Pilatus den Angellager, der Galiläer war, zu dem gerade in Jerusalem weilenden Tetrarchen von Galiläa, Herodes Antipas, nach dem Palast der Hasmonäer, der ganz unten am Südwesthügel, hart an der Nordmauer lag. Hier spielte sich Verhör und Verurteilung Jesu ab. Die vielumstrittenen Stätten der Kreuzigung und Grablegung sind ja neuerdings in ihrem Zusammenhang mit der Grabeskirche ebenfalls genauer bestimmt worden. K.

## Löwenzahn.

Eine Ostergeschichte aus der Waadt  
von Edward Stilgebauer.

Das blaue Auge der Waadt — so nannte J. E. Heer in ferner Jugend schönen Tagen den Genfersee — war ungetrübt. Nicht auf den höchsten der Grate und Zinken auch nur ein einziges Wölkchen! Sogar die Dent d'Oche, die doch sonst immer des fliehenden Winters letzte Feßen aus Hochflavonen sammelte und sie als griesgrämigen Schleier um ihre Felsenstirn legte, spiegelte sich in ihrer ganzen Schönheit in dem blickblanken Spiegel der saphirenen Wasser. Von der Höhe anzuschauen wie Riesenschwäne glitten die Barken von Meillerie und Evian mit ihren schneeweißen Doppelsegeln über den See.

Die Lavaux — so und nicht anders nennt sich das Weingelände der Hügel zwischen Duchy und Vevey — sang des Vignerons uraltes und doch ewig junges Frühlingslied: „Canton de Vaud si beau!“ an diesem Ostermorgen, der nun von der im fernen Osten grühenden Dent de Jaman zu Tale gestiegen war.

Zum mindesten war dies das Empfinden Fritz Binders, der heute, ein Vierziger, nach langen und vielen Jahren den See seines Jugendtraumes zum erstenmal wieder sah. Die Ueberrahme eines Vortrages aus seinem Spezialgebiete — der griechischen Kunstgeschichte — hatte ihn nach Bern geführt. Es hätte wohl näher gelegen, diese prachtvollen Ostertage, die er nun frei hatte, in Interlaken am Fuße der Jungfrau zu verbringen. Aber die Erinnerung, die sich auch in zwanzig langen Jahren eines an Enttäuschungen reichen Lebens ungetrübt erhalten hatte, zog.

War es Laune seiner eigenen stets problematischen Natur, war es Fügung des Schicksals, die ihn gestern am Bahnhof der Bundeshauptstadt dazu gebracht hatte, die Fahrkarte nach Lausanne zu lösen? Er wußte es nicht und ging offengestanden in seinem Inneren auch keiner Klärung nach. Genug, er befand sich tatsächlich wieder auf dem Wege, den er damals, ein krasser Jux, Eugénie Rimbaud am Arme, zurückgelegt, und stand just vor der Umfriedung des Obsttüttes, aus dessen grünem Grunde er gemeinsam mit der Freundin des Löwenzahns erste und zarte Keimlinge für den Osterjulat ihres elterlichen Hauses gestochen hatte.

Denn es war und ist und bleibt Sitte der Waadt, am Ostertage des Lenzes allgemeinste Pflanze mit des Eis

gelben Dotter zu mengen, weil der Genuß solchen Gerichtes dem Vignerons reichen Segen für die Tage der Vendange verspricht.

Hier war das in der Tat. Noch keine zweihundert Meter von „Mon Abri“ entfernt. Dem Landhause, das Papa Rimbaud gehört hatte! Dem breiten Feigenbaume, unter dessen sich eben entfaltenden Blättern es ihm der Alte plausible gemacht, warum es nichts mit seinen schönen Hoffnungen auf Eugénie und deren ewige Liebe war.

Fritz Binder hielt die Hand vor die Augen. Nicht, daß diese bei solcher Erinnerung feucht geworden wären, o nein! Aber die Sonne blendete. Diese unglaublich starke Sonne, die aus der Schale des Sees an die Hügel zurückgeworfen, den Dézaley und den Villeneuve reißt.

Noch heute klangen Papa Rimbauds freundschaftliche, ja väterliche Worte hier in Fritz Binders Ohren. Die niemals vergessenen, weil niemals verziehenen Worte, daß Bauer und Gelehrter ein schlechtes Gespann vor dem Pfluge des Lebens abgeben möchten und daß ihm für seine Wertschaft ein handfester Schaffer als Schwieger vorzögen sei. In die Tiefen freilich hatte der Zwanzigjährige damals noch nicht geblickt. Die ganze Tragweite dieser väterlichen Absage war ihm erst viel später klar geworden, nachdem er in Erfahrung gebracht, daß Julien Lacombe, sein glücklicher Nebenbuhler, der in Wein reiste, seine 80,000 Fränkli in das verschuldete „Mon Abri“ gesteckt hatte und daß Eugénie und seine Liebe Opfer der väterlichen Mißwirtschaft geworden waren.

Er hätte von Bern doch lieber südwärts als westwärts ziehen sollen, sagte sich Fritz Binder jetzt.

Aber was war denn das? Durfte er seinen beiden gesunden Augen nicht mehr trauen und erlag er einer Halluzination?

Schwarz auf Weiß, vor mehr denn fünf Jahren hatte er doch im „Bund“ die Todesanzeige gelesen. Durch den Brief eines Laanner Freundes war sie ihm zudem persönlich bestätigt worden, diese schmerzliche Nachricht, daß Madame Lacombe, geb. Rimbaud, seine Eugénie, nach der Geburt ihres jüngsten Kindes gestorben sei.

Und nun! Keine zehn Schritte von ihm entfernt, dort drüben unter dem alten Birnbaum, dessen Früchte im August durch ihre Süße ihrer Jugend Entzücken gewesen, kniete sie an der Seite eines Studenten und stach des Löwenzahns Keimlinge aus dem lenzfrischen Gras. Seiner Jugend schönster Traum, der sich hier nach zwanzig langen Jahren am Morgen der Auferstehung wie durch ein Wunder wiederholt hatte.

Wie verzaubert kam sich Fritz Binder vor. Kaum, daß er sich zu rühren wagte, aus Furcht, es könne sich hier tatsächlich um eine schöne Fata Morgana handeln, die die Ernüchterung des Wüstenreisenden unwiederbringlich vertreibt.

Aber die Märchengestalt des Auferstehungsmorgens seiner eigenen Jugend erhob sich jetzt und ging auf Fritz Binder zu. Das hoch mit Löwenzahn gefüllte Henkelkörbchen, das er wieder zu erkennen glaubte, am linken Arme, die rechte Hand auf des fremden Studenten Schulter gestützt.

Eine Neunzehnjährige! Blond und frisch mit einem Augenpaar, das den Schweizerdichter zu seinem Vergleich hätte begeistern können. Fritz Binder grüßte.

„Sind Sie hier fremd?“

Diese Stimme!

„Ich bin es geworden!“

„Die Straße führt über Lutry nach Cully.“

„Das weiß ich!“

„Dann sind Sie hier doch nicht fremd!“

„Nein! Ich kenne sogar Sie! Sie sind Madeleine Lacombe!“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich denke es mir!“

„Sie rieten richtig, wenn Sie geraten haben!“